

Ausgrenzung nach Vertreibung

Andreas Kossert berichtete in der Kester-Haeusler-Stiftung über leidvolle Erfahrungen

VON HERMANN EISENHARDT
Fürstfeldbruck – Ähnlich traurig wie das Wetter, es regnete bei der Sommerfestveranstaltung der Brucker Kester-Haeusler-Stiftung, haben wohl viele deutsche Flüchtlinge aus dem Osten in den Nachkriegsjahren ihre neue Heimat im Westen empfunden. Dies sprach Professor Nehlsen bereits in seiner Vorstellung des Historikers Dr. Andreas Kossert an, „Von der durch Politiker oftmals beschworenen Meisterleistung einer solidarischen Integration der Vertrieben im Westen Deutschlands kann nicht die Rede sein.“

Das Thema das Vortrags lautete: „Vertreibung - Ausgrenzung - Anbiederung“. Der Referent, Dr. Andreas Kossert arbeitet am Deutschen Historischen Institut in Warschau. Aus seinen Befragungen zahlreicher Heimatvertriebener entstanden zwei Bücher: „Damals in Ostpreußen. Der Untergang einer deutschen Provinz“ und ganz neu erscheint im September 2008 „Kalte Heimat – Die Geschichte der Vertriebenen nach dem Krieg“. Hieraus las Kossert vor und erzeugte damit viel Nachdenklichkeit, auch Ratlosigkeit bei den etwa 70 Zuhörern in der Haeuslervilla.

Kosserts These lautete: Die Heimatvertrieben, insgesamt etwa 14 Millionen Menschen, erlebten nach dem ersten Schock der Vertreibung und zwangsweisen Entwertung aus den verlorenen Ostgebieten des alten Deutschen Reiches gleich danach bei ihrer Ankunft in der ihnen zugewiesenen neuen Heimat irgendwo in Oberbayern oder in Schleswig-Holstein den zweiten Schock: Sie waren nicht willkommen. Sie erlebten häufig Ausgrenzung, Ablehnung, Zurückweisung, Beschimpfung und wurden von den

Einheimischen, egal ob auf dem Land oder in der Stadt als „notorische Störenfriede“ behandelt. Es

auch der soziale Abstieg verbunden. Der ehemalige Bauer wurde zum Tagelöhner oder Knecht, der



Dr. Andreas Kossert, Historiker am Deutschen Historischen Institut in Warschau, hielt einen Vortrag bei der Kester-Haeusler-Stiftung.

Foto: Uwe Ehrig/Kester Haeusler-Stiftung

gab, so fasste Historiker Kossert seine Befragungsergebnisse zusammen, von Seiten der ansässigen Bevölkerung „keine nationale Solidarität mit den Flüchtlingen, ihnen wurde jegliches Mitgefühl mit ihrem schrecklichen Schicksal entzogen und anstatt dessen häufig nur Larmoyanz vorgeworfen.“ Kossert stellte weiter fest, von Seiten des Staates habe es zwar einen finanziellen Lastenausgleich gegeben, aber von Seiten der Gesellschaft, im Zusammenleben zwischen den Menschen, herrschte Mangel an Solidarität. In der Regel war, so berichtete der Referent, mit der Vertreibung gleichzeitig

ehemalige Mittelständler oder Akademiker zur Hilfskraft. Viele Heimatvertriebene hielten den Verlust ihrer Heimat nicht aus und „starben buchstäblich an Heimweh“. Die Flüchtlinge kamen in einer feindlichen Welt an. Flüchtlinge wurden zum „Büttengegenstand“. Kossert zitierte die Persiflage eines Faschingschlagers aus den 50 Jahren: Statt „Am 30. Mai ist Weltuntergang, wir leben nicht mehr lang, wir leben nicht mehr lang...“, sangen die rheinischen Jecken „Am 30. Mai kommt ein Flüchtlingstransport...“ Die Heimatvertrieben erfuhren „Mitleid nur in Form von Spott“ und fühlten sich stigmati-

siert. Bauern aus der Provinz irgendwo im Westen beschimpften die Flüchtlinge als „Hinterwäldler“, dahergelaufenes Pack“ oder gleich als „Polaken“. Der Landbevölkerung im Westen Deutschlands sei es schwer gefallen, analysierte Kossert das Ergebnis seiner Befragungen, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen: Mit den Flüchtlingen aus dem verlorenen deutschen Osten gingen sie häufig ebenso um wie mit den ihnen vom Regime zur Verfügung gestellten Zwangsarbeitern im Dritten Reich. Während in der ehemaligen DDR das Vertriebenenethema „politisch entsorgt“ wurde, verschwand das Thema erst in den Siebziger Jahren, in der Zeit des Wirtschaftswunders, aus dem bundesdeutschen Blickfeld.

Langsam stieg das Ansehen

Langsam und allmählich hätten sich, so interpretierte Kossert weiter, die Flüchtlinge durch ihr Anpacken und Mitmachen ein gewisses Ansehen in der Bundesrepublik erdient. Der lange Prozess der Integration sei aber „beileibe keine ungebrochene Erfolgsgeschichte“ gewesen, als der er später gedeutet wurde. Vor allem der Verlust der Heimat, der zweite Schock des Neubeginns und die persönlich als Trauma erlebte Geschichte der „erzwungenen Assimilation, der Anpassung an die kalte Heimat“ habe jeder einzelne Flüchtling isoliert und allein mit sich erlebt. Dazu meldete sich auch die ehemalige SPD-Bundtagsabgeordnete Uta Titzesteher in der Diskussion zu Wort. Sie bekannte: „Die meisten Angriffe auf die Flüchtlinge kamen aus der linksgrünen Ecke“. Helmut Geys, ehemaliger SPD-Landtagsabgeordneter, meldete sich als einer von denen, die dem Referenten nicht so

recht glauben wollten, dass die „Integration der Flüchtlinge misglückt“ sei. Schließlich hätten sich die zahlreichen Parteien für Flüchtlinge und Heimatvertriebene alle mangels Mitglieder ziemlich bald aufgelöst, „offenbar weil die Integration doch alles in allem erfolgreich verlaufen“ sei. Eine wohl weiterführende Sichtweise des Themas der Vertreibung verriet im persönlichen Gespräch im Garten der Haeuslervilla Ota Filip, ein tschechisch- und deutschsprachiger Autor (zahlreiche Romane, darunter das berühmte „Café Slavia“), der fast unerkannt bei der Veranstaltung anwesend war. Seine zwangsweise Vertreibung aus der Heimat und seine Ankunft im Westen begriff er Chance für ein selbst bestimmtes Leben und nach eigenen Worten als „alles andere als eine erzwungene Assimilation“: **Er wurde 1974 aus der CSSR wegen Unterwühlung der sozialistischen Gesellschaft 14 Monate lang ins Gefängnis gesperrt und anschließend ausgebürgert. In Deutschland erhielt er Asyl und nahm nach drei Jahren die deutsche Staatsangehörigkeit an.** Neben zahlreichen Preisen und Auszeichnungen erhielt er 1986 den Adalbert-von-Chamisso-Preis. Bald wurde er in die 1984 wieder gegründete Bayerische Akademie der Schönen Künste gewählt, deren Mitglied er noch heute ist. Ota Filip wohnt heute mit seiner Gattin in Murau und fühlt sich nach eigener Aussage in Bayern und Deutschland „rundum wohl“. Sein Rezept gegen Heimweh und das Trauma der Vertreibung lautete: „Wenn man als Vertriebener in ein neues Land gehen muss, dann sollte man sich klar machen, dass es ein anderes Land ist, eine neue Heimat, in der man leben will.“